Der Sozi an der Front.

Kriegserlebnisse von Anton Fendrich*)

(1. Fortsetzung.)

Wie ich so denke, leuchtet auf einmal etwas wie ein weißes Blühen aus dem dunkelgrünen Busch. Was ist es nur? Ein weißes Kreuz hebt sich beim Näherkommen von dem dunkeln Hintergrund ab. Ein Soldatengrab. Das erste, das ich sehe. Ein Helm ziert den Hügel. Dann wieder eins. Da sitzt der Helm oben auf dem langen Kreuzbalken. Wir kommen aus dem Wald heraus, und rechts und links vom Weg huschen weiße Kreuze vor den braunen und schon grünenden Feldern am Auto vorbei. Wir fahren langsamer, um die Inschriften lesen zu können. Da heißt es: „Hier ruht gut aus der Füsilier Wilhelm Greinz." Manchmal fehlen die Namen. Dann heißt es: „Hier liegt ein Engländer," oder: „Hier ruhen zwei Belgier." Aber die Gräber der Feinde sind nie mit geringerer Liebe geschmückt als die der Freunde. Alle Hügel sind von weißen Holzhäglein eingefaßt, und Maßliebchen zittern auf den Schollen. Manchmal ist dem malenden Landwehrmann draußen im fremden Land das Herz durchgebrannt, und er hat dem toten Kameraden auf das gut geschreinerte Eichenkreuz ein kleines Gedicht gepinselt voll schlechter Reime, aber auch voll erschütternder Liebe. Es geht rauh zu da draußen, aber wo die Liebe sich ans Licht wagt, da ist sie heißer und heller als zu Haus.

Die ersten Soldatengräber sind ein Anblick, den man nie wieder vergißt. Ich habe keinen Sinn für Gräberkultus. Mir steckt zu viel Prunk und Verlogenheit auf den Friedhöfen der Städte und zu viel übertünchter Unglaube.

Ist es nicht wunderbar, daß vor einem Soldatengrab die Rede des Pastors und seine Uniform mit dem großen Kreuz und die aufgestellte Ehrenwache der Landstürmer verschwindet und wie hinweggewischt ist, wenn aus aller Herz und Mund das schlichte Lied vom Kameraden, der gefallen ist, als wär's ein Stück von mir, wie eine warme Welle über das Grab hingeht und den Toten grüßt? Ich hab das mehr als einmal erschütternd und tröstend da draußen erlebt.

Zugleich aber auch ein Anderes.

Wir Menschen sind bedenkliche Kreaturen. Aber das Entsetzlichste an uns ist die Raschheit, mit der wir uns an alles gewöhnen, als Selbstverständliches und Wirkungsloses, an Gift und Krankheit, aber auch an Glück, und an den Opfertod anderer für uns. Nun geht seit langen Monden ein großes Sterben über die Welt und für unser und unserer Kinder Leben. Und nach einem kurzen, großen Aufschwung, währenddem es aussah, als wollte der gute Wille, auf den die Erlösung der Welt als Preis gesetzt ist, bei allen einkehren, als sollten alle Riegelwände fallen, und als sollte alles zurechtkommen, jetzt grüßt zu Hause, in den Straßen und Gassen der Herr Riegelberger aus der dritten Gehaltsklasse und mit dem Kronenorden dritter Güte den Herrn Schnorrenberger aus der vierten Klasse mit dem Kronenorden vierter Güte schon wieder ebenso hochnäsig wie vor Kriegsausbruch. Unter den Männern der Werkstatt geht ein dumpfes Mißtrauen hin und wieder, weil der eine sich für einen Schuh mehr links und der andere für einen Schuh mehr rechts stehend hält. Manche hohe Herren der Industrie befürchten schon, ihre Leute könnten nach dem Krieg den Dank des Vaterlandes noch in anderer Form als durch das Eiserne Kreuz erstattet erhalten. Und die Schaffer am Amboß und in den Bergwerken und auf den Zimmerplätzen tauschen schon wieder bittere Worte, und nicht immer ganz ohne Grund. Die Philister des Mißtrauens lächeln schon weise und siegreich; sie wissen, alles wird wieder kommen, wie es war.

Und hier liegen sie, längs der Straße am Platz, wo sie gefallen sind. Arbeiter und Bürgersöhne, Herzöge des Volks wie Frank und Prinzen des Geblüts wie der von Meiningen. Männer und Jünglinge, Arme und Reiche. Und während im kühlen Schoß der Erde die Menschenhüllen der entflohenen Seelen unserer Krieger sich wieder auflösen, mit der großen Mutter wieder eins werden, nur als Gras und Blumen, als Bäume und Früchte wiederzukehren ans Licht, und während viele Tausende schon reif zur Saat draußen kämpfend dem gleichen Grab entgegengehen, können es manche zu Hause nicht erwarten, bis die schwere Wunde des Parteihaffes wieder klafft als ein neuer, tiefer Riß.

Was muß Deutschland noch erleben, um zu sich zu kommen?

Wir brauchen wirklich nichts, als zu uns zu kommen, das aber tut not. Nichts fiel uns von jeher schwerer, als andere Völker richtig zu erkennen. Unsere Vorliebe für Fremdes, die keine Untugend ist, sondern einer universalen Veranlagung entspringt, läßt uns in der Einschätzung immer zu hoch greifen. Wo haben wir denn keine Enttäuschungen erlebt? Man denke an Japan, an England, an Frankreich, an Italien, an Belgien. Von Amerika ganz zu schweigen. Die Franzosen waren noch bei Kriegsanfang ein nicht unedles, ritterliches Volk, irregeführt von falschen Freunden. Die Stimmung hat stark umgeschlagen. Daß ich zu behaupten wagte, die Belgier hätten die entsetzlichsten Greuel gegen unsere Soldaten auf dem Gewissen, das ist mir von den eigenen Freunden als ein schweres Vergehen angerechnet worden. Dabei habe ich auf dem Kirchhof von Roulers vor dem Denkmal der zwölf im Schlaf überfallenen deutschen Soldaten gestanden, die von der Schlächterwut des sinnlosen Mobs bis zur Unkenntlichkeit geschändet wurden, so daß auf den Grabstein der Kommandant von Roulers nur die Worte setzen konnte:

Gelitten, gestritten
Für Deutschlands Ehr',
Ihre Namen kennt nur
Gott, der Herr.

Wir haben uns jahrzehntelang selbst zerfleischt, die Kinder Deutschlands wußten unter sich nichts Besseres zu tun, als sich zu wägen und immer zu leicht zu finden. Vor ganzen Völkern jenseits der Grenze aber war es immer nur ein tiefes Verbeugen. Ein Volk wird aber daran erkannt, wie es zum Tode steht. Der Mangel an Ehrfurcht vor dem Geheimnis des Todes geht immer einher mit der fehlenden Scheu vor dem Wunder des Lebens. Frankreichs Frauen wissen nicht mehr viel vom Glück des Kindersegens. Das war der böse Anfang. Bei einem solchen Volk ist es nicht verwunderlich, wenn es auch die heilige Scheu vor dem Tod verliert. Ich habe in französischen Schützengräben gestanden und aus den Brustwehren Stiefel und Hände schauen sehen. Es waren Leichen eingebaut als Kugelfang. In Räumen, wo die Franzosen volle sechs Monate Zeit zur Arbeit hatten, lagen nicht weit von frischen Leichen unbeerdigte Mumien, die schon viele, viele Wochen alt sein mußten, oder rasch eingescharrte Körper, deren Formen noch die dünn aufgeschüttete Erde verriet. Das war in den Gräben bei Langemark. Wenn aber irgendwo ein Soldat, wahrscheinlich ein Offizier, da und dort ein ehrliches Begräbnis im Schoß der Erde erhalten hatte, dann steckte auf dem rohen Hügel ein Kreuz, geformt aus einem Brett, einem Ast oder einem Stecken, über den ein gleiches, kürzeres Stück quer gebunden war. Die Zettel, die einst daran gehangen, hatte längst der Wind weggerissen. Wenn aber die französischen Mütter wüßten, nicht nur, daß ihre Söhne gefallen sind, was man ihnen jetzt noch verheimlicht, sondern auch, wie man mit den Leichen derer umgeht, die sie einst unter dem Herzen getragen, dann würde es vielleicht wieder dazu kommen, daß in Paris um blutige Guillotinen Megären sitzen und Strümpfe stricken und Beifall klatschen. Aber es wären keine Königshäupter, die diesmal fallen würden.

Und meine Sinne wandern zurück zu dem kleinen Totenhain, den im mitten in dem von Granaten zerwühlten Schlachtfeld, über das die Telephondrähte nach den Artilleriestellungen zurückliefen, vor Ypres gesehen habe. Ein Kirchhöflein, rings umzäunt von einem Hag aus Birkenkämmen, darg hundert saubere, fast freundliche Einzelgräber. In der Mitte erhob sich ein Denkmal, eine aus Blindgängern und Ausblasern geformte Granatenpyramide, aus der ein Holzkreuz gegen den weiten flandrischen Himmel herauswuchs. Auf einer Seite der malerischen Einhegung hatten die einfachen Künstler, die diesen Schlachtfeldfriedhof geschaffen, besonders schöne Stämme zu einem gotischen Portal zusammengefügt, in dessen Spitzbogen sich an zwei Drähten eine breite Holztafel wiegte. Damit stand kein frommer Spruch, keine Bibelstelle, kein Gesangbuchvers, nichts als die vier schlichten Worte: „Ich hatt' einen Kameraden." Kalt blies der flandrische Wind über das verlassene Schlachtfeld. Mir aber war, als ob eine Stimme die Worte ins Ohr spräche: „Wir sollen uns nicht rühmen, besser zu sein als die andern, wir sollen uns dessen aber auch nicht mehr schämen."

IV.

England gegenüber.

Brügge ist die Stadt der hohen Politik. Himmelan schießt der gewaltige Belfried. Aus seinem zinnengekrönten Unterbau am großen Platz steigt er mit dem sechskantigen, geraden Schlußturm und der glattabbrechenden Plattform empor wie ein Symbol aufrechter Kraft. In der Liebfrauenkirche liegen mit feierlich gefalteten Händen und in der ganzen Sprödе vornehmer Gotik auf Marmorsarkophagen Seite an Seite die goldenen Leiber Karls des Kühnen von Burgund und seiner Tochter Maria, der Frau des letzten Habsburgers deutscher Herrschaft. Mit ihren glatten, unergründlichen Gesichtern schauen sie in die neue Zeit hinein, deren Hauch auch bis in das kühle Rathaus hineindringt. Denn deutsche Offiziere beugen sich eben forschend über die Gestalten von Vater und Tochter. Und es hätte mich nicht gewundert, wenn die letzte deutsche Habsburgerin sich erhoben und wie eine Geistesschwester des alten Barbarossa im Kyffhäuser gefragt hätte: „So, ist es wieder so weit?"

In Brügges stillen Kanälen spiegelten sich sonnig die hohe Staffelgiebel der alten Wohnhäuser, als der zweite Nachrichtenoffizier des A.O.K., Hauptmann Sch., und ich auf der ersten Fahrt ans Meer ein wenig Umschau in der Stadt hielten, auf die der französische Beiname „la morte" so ganz und gar nicht zutrifft. Ueberall klebend als stehend und sitzend, in nächster Nähe zu sehen. Daß ich nicht an den Rand meiner Mütze gefahren bin und sie jubelnd geschwenkt habe, das hing damit zusammen, daß man sich da draußen im Feld, besonders wenn man keine militärischen Abzeichen trägt, hüten muß, irgendwie aufzufallen. In manchem Augenblick während meiner Frontreise brauste mir eine heiße Sturmwelle der Achtung vor dem Namen des deutschen Heeres durchs Herz, und gar manchmal gingen mir im Verborgenen die Augen über. — Aber nie hatte ich mein Herz so halten müssen, als hier, wo die elf Seeleute auf ihrer Nußschale vor Seebrügge still und schlicht mit pochendem Dieselmotor heranglitten. Sie haben die alte Sage von David und Goliath auf dem Meere wahr gemacht. Sie haben den Aushungerern — den feindlichen unverschämten, wie den neutralen verschämten Mores gelehrt, und der kühnen Unansehnlichkeit über gepanzerte Prahlerei zum Sieg geholfen. Sie haben Albions Wassergrab zu schaufeln begonnen.

Kaum war das U-Boot verschwunden, als sich das Rattern eines Flugmotors vernehmen ließ; wie eine Möwe schaukelte auf dem kaum bewegten Meere ein Wasserflieger mit langsam sich drehenden Propeller. Plötzlich kam die Luftschraube ins Rasen, und um die Kiele der beiden Schiffchen, auf denen der Apparat ruhte, schäumten die Wellen; mit einemmal hob sich das Flugzeug aus dem Wasser, allerdings um gleich wieder zurückzusinken. Da surrte der Propeller noch schneller herum. Zornig hämmerte der Motor, ein zweiter Anhub folgte, und währenddem die Schiffchen wie Vogelfüße noch zwei- oder dreimal die kleinen Wellen streiften, ging das Flugzeug, befreit von aller Erden- und Wasserschwere, in sanften Kurven über die Mole hinauf ins grenzenlose Luftmeer. Denn da hinten am Horizont war eine Rauchwolke sichtbar, hinter dem man ein englisches Torpedoboot vermutete, das sich nicht in Schießweite heranwagte.

Von Seebrügge bis Westende im Auto zu fahren, dann und wann einmal einen Abstecher zu Fuß in die Dünen hinein zu machen und dann wieder weiter zu rollen auf dieser jetzt gar nicht mehr internationalen Strandpromenade, das ist eine Freude. Nicht der Landschaft wegen, aber weil alles so peinlich zum Empfang vorbereitet ist. Garnichts ist versäumt worden. Durchaus unauffällig, aber durchaus würdig. Nur wird den Jungen in der feldgrauen Bluse das Warten im dürren Dünenhafer etwas lang.

Gegen Ostende zu wird das Bild immer größer. Man fährt hinein in die Dreiheit des Sand-, Luft- und Wassermeeres, über der eine Eintönigkeit gewaltiger Art liegt. Die kleine schwarze Rauchwolke draußen wird immer kleiner. Ein Artilleriehauptmann zeigte uns in den Dünen die Kunst, auch die gewaltigsten Geschütze so unsichtbar zu machen, daß man sie erst entdeckt, wenn man drei Schritte davor steht. Kein Wunder, daß die feindlichen Flieger schon längst aufgegeben haben, sie ausfindig zu machen. — Der Dünenhafer wächst dort fröhlich auf den Protzen, und die Geschützrohre haben Farben angenommen, als seien sie durch jahrtausendjährige Zuchtwahl in ihrem Aussehen an den Boden angepaßt. Die Unterstände in den Dünen haben sich dem vornehmen Zug entsprechend zu kleinen Salons ausgewachsen, in denen auch Rokokosofas nicht fehlen. Die Schußwunden, die englische Schiffsgeschütze vom Meere her an den Hotels von Ostende gerissen, sind unter deutschen Maurerhänden großenteils wieder geheilt. Und im Offizierskasino des Hotels aß es sich in der ausschließlichen Männergesellschaft gemütlicher, als wenn die Ganz- und Halbweltdamen der Saison mitgetafelt hätten.

Westlich von Ostende hören jedoch diese Gemütlichkeiten auf. Man nähert sich langsam der Feuerzone von Nieuport. — Hauptmann Sch. machte mich darauf aufmerksam, daß der Feind unser Auto bald entdecken könnte. In Middelkerke vermißten wir den Kirchturm. Er war ein zu gutes Ziel von der See her gewesen. Man wollte aber den guten Leuten von Middelkerke nicht wehe tun und wartete, bis ein englischer Zuckerhut, wie hierzulande die langen Granaten aus den britischen zurzeit zu Lande verwandten Schiffsgeschütze heißen, geflogen kam und den Turm in Trümmer legte. Und hat dabei wohl auch ein wenig nachgeholfen.

In Westende sah es schon aus wie in einem richtigen Kriegslager. Soldaten standen auf den Straßen und bauten Deckungen aus Sandsäcken vor die Kellerfenster. In einem Hof lag ein noch nicht erkaltetes Pferd mit aufgerissenem Bauch in einer Blutlache. Wir ließen das Auto in einer nach dem Meer zu gehenden Straße in Deckung stehen und gingen zu Fuß weiter. Aus einem Haus trugen Soldaten einen Toten. Eine halbe Stunde vorher hatte eine Granate hier in eine Regimentsschreibstube geschlagen, vier Mann getötet und zwei verwundet. Es war gerade fünf Uhr, als die Zeit des beginnenden Abendsegens, als wir über einen nach dem offenen Meer zu gehenden Platz schreiten wollten. Da heulte es heran, wie das leibhaftige Verderben. „Deckung!" schrie Hauptmann Schütte mir zu. Aber bevor ich mich auf den Boden gelegt hatte, war die Granate mitten auf dem Platz eingeschlagen, und eine schwarze Wolke aus Rauch und Dreck stieg wie eine Pappel auf, um gleich darauf wieder in sich zusammenzusinken. Donnerwetter, lernt man da laufen! Das heißt, nur der Zivilmensch. Mein Hauptmann ging ruhigen Schrittes hinter die Häuser in Deckung und erklärte mir, daß das Laufen bei Granaten gar keinen Zweck habe, man laufe einmal gerade in sie hinein. Nach einer Weile drückten wir uns an den Häusern hin wieder in der Richtung gegen unser Auto zu, standen für Minuten in den Fluren der offenen und leeren Häuser und hörten in der Nähe die Granaten platzen, ohne sie zu sehen. Da zog ein gewaltiges Loch, das ein englisches Geschoß von der See her in ein Haus geschlagen hatte, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es war eine Buchhandlung. „Librairie internationale" stand auf einem langen Holzschild. Ein Sessel mit vergoldeten Füßen, ein alter Damenhut und ein Stiefelzieher lagen in dem Vorgarten. Mich interessierte das Innere. Ich bin in meinem Leben zwar schon in vielen dieser nützlichen Geschäfte gewesen, die man Buchhandlungen nennt, aber noch nie in einem, in dem eine Granate geplatzt war. Ein wildes Durcheinander von herumliegenden Bänden erfüllte den Raum. Von Internationalität war nicht viel zu bemerken. Fast lauter französische Schundromane übelster Art bildeten den Bestand. Da leuchtete mir eine grellrote Broschüre entgegen: „L'art de vaincre la timidité". Ich reichte sie dem Hauptmann hin. Wir mußten laut auflachen. Das war ein Schicksalswink für mich. Der erste Satz lautete: „Pour vaincre la timidité il faut gagner de l'applomp!" Besondere Verhaltungsmaßregeln gegenüber Granaten, denen auch der Applomb keinen Eindruck macht, waren nicht angegeben. Ich habe diese Fünfzigcentimesphilosophie als Andenken „requiriert", ohne einen Gutschein zu hinterlassen. Dann machten wir uns aus dem Staub und fanden glücklich wieder unser Auto, das uns in toller Fahrt aus dieser nicht ungefährlichen Gegend brachte. Schade war nur, daß ich allerhand gute Dinge bei mir hatte, die als freundliche Gegengabe für den ungeheuren Brüsseler Aepfelpfannkuchen dem Artilleriehauptmann in Sch. zugedacht waren. Aber vor dem französischen Abendsegen in Nieuport verging uns die Lust zu seinem Besuch.

Im hereinbrechenden Dunkel fuhren wir zurück nach Ostende und Seebrügge. Draußen rauschte das Meer. Ueber den feinen gelben Plättchen, mit denen die Strandpromenade gepflastert ist, spannte sich der dichtgewobene Stacheldraht, und hinter den Dünen schauten die Mündungen der schweren Geschütze still aber bereit hinüber gegen Albion.

V.

Ich sehe ihn noch vor mir, den alten Flamen, mit dem grauen Zimmermannsbart und dem lebernen Gesicht, wie er mir einen halbstündigen Vortrag hielt über sein Lieblingsthema: die Leidensgeschichte von Flandern. Er war ein altes Original, Rentier in bescheidenen Grenzen und Gelehrter aus Langeweile. Als er mit den alten Eroberern des Landes, den Holländern und Spaniern, den Franzosen und Oesterreichern fertig war und jeder dieser Nationen eine starke Prise Pfeffer gestreut hatte, rückte er die Brille von den Augen weg hinauf auf seine durchfurchte Stirn, sah mich an, als ob er eine Offenbarung zu verkünden habe, und sprach mit starker Betonung: „Mais vous savez, monsieur, les Allemands, ces sont des travailleurs!"

Der Mann hat das deutsche Rätsel gelöst. Die Deutschen sind Schaffer. Nicht Arbeiter, wie Meunier sie in seinen mühselig belasteten Gestalten dargestellt hat, sondern tatenfrohe Schaffer.

Der Pionierhauptmann L. war mein Gegenüber am Tisch des Kasinos von . . . Alles an ihm sagte, daß er einer vom tätigen Leben war. Eine stille Kühnheit schien fröhlich aus seinem Gesicht, und seine Augen hatten etwas von einer verschwiegenen Aktivität, gerade als ob sie ständig heimlich Minengänge bohrten. Der schlug mir einmal eines Tages eine Fahrt vor durch deutsche Arbeit.

Wir rasten am finsteren Schloß der alten Grafen von Flandern vorbei nach einem naben, an der Front gelegenen Landsitz. Plötzlich hörte der Park auf, und ein gewaltiges Viereck eines abgehölzten Waldes tat sich auf. Nur in der Mitte ragte noch eine einsame Fichte, an deren Stamm der deutsche Gutschein für den verschwundenen Wald hing. Man braucht viel Holz im flandrischen Krieg. In den Unterständen und Schützengräben der . . . ten Armee allein steckt an Holz und Eisen die Summe von acht Millionen Mark. Die Wurzeln waren aus dem gerodeten Wald schon entfernt, und der Boden war schon gepflügt und geeggt und gedüngt.

Das sind die Schaffer!

Aus der grünen Wand des weit zurückgedrängten Waldes stiegen leichte Rauchwölkchen. Wir gingen hinüber. Da dampften zwei Kohlenmeiler mit schwarzem, schwitzendem Moorgrund überkrustet, und zwei oberbayerische Köhler, rußig wie Kaminfeger, stachen mit spitzen Hölzern Luftlöcher hinein. Rings um die Meiler lagen aufgeschichtet große Haufen fertiger Holzkohlen, zum Teil schon in Säcke verpackt. Die kommen vor in die Schützengräben, um dort in kleinen Eisen-Oefen unseren Wächtern und Hütern die Hände zu wärmen, wenn es kalt wird, ohne daß die feindliche Artillerie sich auf aufsteigenden Rauch einschießen kann.

Nicht weit von hier surrten die Webstühle in drei großen belgischen Fabriken, die den flandrischen Flachs verarbeiten und vor kurzem monatelang stillgestanden hatten. Der Hauptmann L. hat sie wieder in Gang gebracht. Es wird nichts fabriziert als Sandsäcke. Gefüllt sind sie die beste Lebensversicherung für unsere Feldgrauen. Dreiviertel Millionen Sandsäcke müssen die Fabriken im Bereich der . . . ten Armee wöchentlich liefern.

Auf einer Waldwiese war eine Brustwehr aufgeworfen mit einem Unterstand darunter. Hier wurden die neuesten Erfindungen ausgeprobt, Minen, Handgranaten, Rauchentwickler, Leuchtkugeln. Aus kleinen Mörsern geschossen, von Wurfmaschinen geschleudert, von der Hand befördert, fliegen die Sprengkörper, große und kleine, schwere und leichte, Konservenbüchsen und ganze Koffer hinaus. Der Unteroffizier schrie: „Deckung!", und wir suchten den Schutz des Unterstands. Vorn aber knallte und krachte und schmetterte es.

Eine halbe Stunde weiteren Marsches brachte uns zu einer Gruppe niederer Schuppen. Nur ein langgestrecktes Gebäude mit hohen Glasfenstern ragte über die Umgebung hinaus. Ein Offizier mit sonnverbranntem und hart ausgemeißeltem Gesicht kam uns entgegen. Es war Hauptmann Ahrens, der in Friedenszeiten irgendwo in Preußen als Landwirt lebt, hier aber die Seele einer Fabrik für Pionierwerkzeug ist. Kaum hatten wir die Türe des großen Fabrikschuppens geöffnet, da umfing uns schon ein ohrbetäubender Lärm. Es war, als ob alle Gesellen des Vulkan hierher kommandiert worden wären. In mächtigen Essen steckten rotglühende Eisenstangen, auf gewaltige Ambosse sausten die schweren Hämmer nieder, an langen Drehbänken flogen die Eisenspäne, an großen Schraubstöcken sangen die Feilen. Ein Klingklang und ein Gloria der Arbeit erfüllte die Halle. Es rasselte und kesselte und hämmerte und pfiff, daß einem die Sinne fast vergingen. Stacheldrahtverhaue, spanische Reiter, Pontonbrücken aus leichten, vielschotigen Metallhüllen, Stahlschilde und Sturmleitern, alles, was der Schützengraben an Hindernissen für den Feind und an Hilfsmitteln für sich braucht, wurde hier in immer neueren, einfacheren Formen erfunden und geschmiedet und genietet, gedreht und gebohrt.

Und hier standen sie an den Amboßen und bei den Blasbälgen, die nervigen Gestalten der deutschen Arbeiter, in langen Reihen und sahen sich nicht um nach den Besuchern. Sie rührten ihre starken Arme und schmiedeten und hämmerten das heiße Eisen des Kriegs ohne Rast und ohne Hast, weiter bis zum vollen Sieg. Sie, die Schaffer.

Am gleichen Tag noch ging es aus dem Lärme der Fabrik hinter der Front in die Stille hinter den Schützengräben. Im Hüttenlager von L. breiteten sich unter den grünenden Lärchen die Pfahlbauten der vordersten Reserven über den Waldsumpf. Das waren lauter lange Baracken, mit Dachpappe bedeckt, und auf starken Holzrosten über den Moor gehoben, in den die zerstörten Schleusen bei Dünkirchen Wiesen und Wald verwandelt haben. Die deutschen Schaffer sind auch Herr geworden über das auf sie losgelassene Meer. Schmale Brückenstege führten wie ein vielverzweigtes Netz unter den Bäumen hin und verbanden die Baracken untereinander. Weiter hinten in dem geheimnisvollen Wald standen allerhand Züge auf einem Schienengeleise, über dem das Dach des dort beginnenden Laubdachs sich wölbte. Es waren ein Wohnzug und ein Badezug, in denen die Soldaten ein- und ausstiegen. Irgendwo dampften Gulaschkanonen, die man roch, aber nicht sah. Ihr Rauch wurde in langen Röhren weitergeleitet. Mit vollen Eßkesseln tanzten die kleinen Feldgrauen über die schmalen Stege. An Eisenkörben, worin Holzkohlen glühten, saßen andere und wärmten sich die Hände. Wieder andere trugen Waffen und Geräte nach vorn. Ein emsiges Durcheinander, wie in einem Bienenstock, der schwärmen will, erfüllte den Wald. Aber kein Summen hörte man nicht. Alles war in Spannung. Man erwartete einen Befehl zum raschen Aufbruch gegen den Feind.

Das war der Wald der stillen Bereitschaft.

Ist das nicht Deutschland, dieser Wald?

War die Art, wie der deutsche Michel den Frieden ehrlich suchte, dem Krieg ernst auswich, aber als die Feinde keine Ruhe gaben, ein Schwert zog, so lang und so gut geschmiedet, daß sich die ringsum daß verwunderten, — war das nicht die Art des unscheinbaren Bereitseins?

War das Deutschland Hindenburgs, des Generals, der schon außer Dienst war und dann die Masurenschlachten schlug und das Reich vom Feind losriß, nicht das Land der genialen Unauffälligkeit und der großen Männer, die immer bereit sind, wenn die Zeit ruft?

War der deutsche Reitergeneral, der England von oben her seinen Inselwahn austrieb, nicht jahrzehntelang der stille Admiral der Lüfte, der nur auf seine Stunde wartete?

War der deutsche Ingenieur, der in der Stille den Zweiundvierzig-Zentimeter-Mörser schuf und ihn schweigend aufbewahrte, bis der Michel seiner bedurfte, nicht das Urbild der gewappneten Zurückhaltung?

War das deutsche U-Boot, dieser Umstürzler der Meere, der Albion vom Thron des Poseidon stößt, nicht die stahlgewordene Verkörperung lebensgefährlicher Unscheinbarkeit?

War das Martyrium der Vaterlandslosigkeit, das unsere Sozialdemokratie gelassen trug, um im Augenblick der Gefahr aufzustehen wie ein Mann, den Judas ausgenommen, der nirgends fehlt, nicht deutsch?

Ist das nicht Deutschland, das Land der Streitsucht und des Parteihaders, dessen Söhne streiten und hadern, weil sie das Große wollen und das Hohe lieben und Gottes Willen tun, ohne es zu ahnen?

Ist das nicht das Land der Gegensätze, dessen innere Reibungen nur Spannkraft nach außen erzeugt haben und dessen viele Gegeneinander ein großes Füreinander geworden sind?

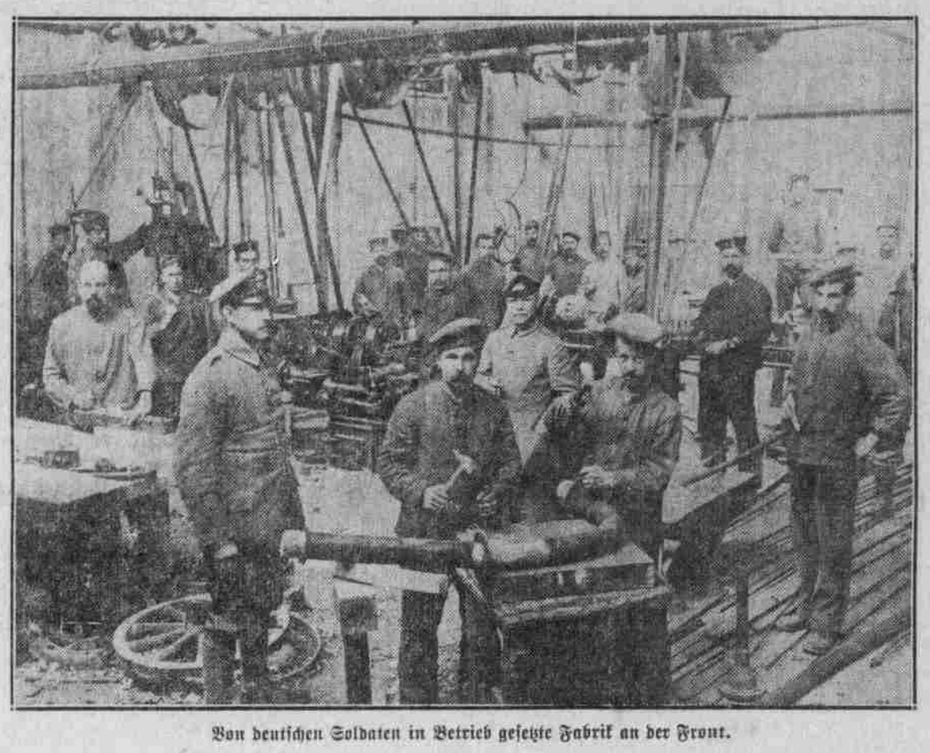
Ist das nicht Deutschland, das Land der Berufenen, die nicht an ihre Berufung glauben?

O Deutschland, du Land der stillen Schaffer, es kommt die Zeit, wo du ganz und gar gesiegt haben wirst. Das ist die Stunde deiner größten Gefahr. Laß dich dann auch fürder für dumm halten; laß die Belgier ruhig lächeln über dein „air un peu idiot"; laß die Franzosen spötteln über deine Schwerfälligkeit, die Italiener sich für zweitausend Jahre voraus glauben, und die Engländer auch fürder mit gerümpften Nasen auf dich herabsehen. Schau nur du nicht mehr hinauf an ihnen, deutscher Michel! Aber laß dir vom kommenden Getöse deiner großen Arbeit auch den Kopf nicht verwirren, sondern halte dein Herz fest und reiße zu der stillen Bereitschaft nach außen auch die stille Bereitschaft nach innen an dich. Dann wird dein Herz das Herz der Welt sein.

*) Aus dem sensationellen Buche des sozialdemokratischen Schriftstellers Anton Fendrich „Mit dem Auge an der Front". — Verlagshandlung Franck, Stuttgart.

(Fortsetzung folgt.)

Die Strandbatterien in den Dünen bei Ostende.



Von deutschen Soldaten in Betrieb gesetzte Fabrik an der Front.

Rußland requiriert.

Die Petersburger Polizei requiriert laut „Nowoje Wremja" alle fertigen Tuchwaren, gleichgültig welche Farbe, zwecks Verwendung zu Militärmänteln. Der Preis ist auf höchstens 3½ Rubel per Arshin festgesetzt.

* * *

Weihnachten bei den Gefangenen.

Wie die Pariser Zeitungen mitteilen, sind mit Zustimmung der französischen und der deutschen Regierung in diesem Jahre sowohl in den deutschen Gefangenenlagern in Frankreich wie in den französischen Lagern in Deutschland Weihnachtsräume zugelassen worden, zu denen die Familien der Gefangenen Sendungen ohne die üblichen Einschränkungen bewerkstelligen konnten.

* * *

Der Sold kriegsgefangener Offiziere.

Aus Stockholm meldet man der „Frkf. Ztg.": Die russische Oberin Orschemski, welche die deutschen Gefangenenlager besucht hat, erbat die Beschleunigung der Entscheidung über den Vorschlag der deutschen Regierung, daß Gehalt der kriegsgefangenen Offiziere gegenseitig zu erhöhen. In der Petersburger Sitzung des Roten Kreuzes teilte der Vertreter des Kriegsministeriums mit, daß die Erhöhung erfolgen sollte, vorausgesetzt, daß die russischen Offiziere das gleiche erhalten.